

## Gastkolumne

## Die Nato ist hirntot. Aber sagen darf man es nicht

Die Nato-Mächte tun gerne so, als sei alles bestens mit dem Nordatlantikpakt. Zu trostlos ist die geostrategische Realität



Paul Widmer

**G**ewisse Dinge darf man sagen, andere nicht. Zu sagen, die liberale Weltordnung sei am Zerfallen, geht durch. Aber wehe, wer zu konkret wird. Emmanuel Macron erfrechte sich, die Nato hirntot zu nennen. Was für ein Aufschrei! Dabei hat er zweifellos recht. Der Zerfall der Nato setzte schon vor dreissig Jahren ein und hat zur Auflösung der liberalen Weltordnung beigetragen.

Kritisieren kann man allerdings die Art und Weise, wie Macron vorging. Dass ein Staatschef in einem Interview derart provoziert, zeugt nicht von viel Takt gegenüber den Bündnispartnern. Aber französische ENA-Absolventen hatten schon immer ein Faible für Brillanz, selbst wenn sie auf Kosten des Anstands geht.

Natürlich musste Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg widersprechen. Er nennt die Nato das erfolgreichste Bündnis der Geschichte. So falsch ist das nicht. Nur sollte er sich in der Vergangenheitsform ausdrücken. Vierzig Jahre lang erfüllte die Nato ihren Zweck. Bis zum Ende des Kalten Krieges verteidigte sie unter amerikanischer Führung das freiheitliche Westeuropa und drohte, im Falle eines sowjetischen Angriffs auf eines ihrer Mitglieder zurückzuschlagen.

Mit britischem Understatement sagte der erste Nato-Generalsekretär, Lord Ismay, das

Bündnis bezwecke, Amerika drinnen, Russland draussen und Deutschland drunten zu halten. So war es. Aber seit 1989 ist es nicht mehr so. Niemand will mehr Deutschland drunten halten. Im Gegenteil. Berlin sollte mehr Verantwortung übernehmen.

Die Weltlage hat sich radikal verändert. Das ist Gift für ein militärisches Bündnis. Denn Bündnisse werden stets zur Abwehr einer konkreten Bedrohung ins Leben gerufen. Ist diese weg, verlieren sie ihren Sinn. Man kann sie nicht einfach auf einen anderen Zweck umpolen. Schliesslich verpflichten sich Staaten, zur Verteidigung der Bündnispartner notfalls das Leben der eigenen Soldaten aufs Spiel zu setzen. Da wird man vorsichtig.

Das kann man schon in der Antike studieren. Der Nato ergeht es nicht anders als dem Attischen Seebund. Nach dem epochalen Sieg der Griechen über die Perser schlossen die Athener 478 v. Chr. mit vielen Kleinstaatchen einen Militärpakt, um die griechischen Städte in Kleinasien vor neuen persischen Übergriffen zu schützen. Das Bündnis funktionierte mehr als zehn Jahre lang gut. 466 errang der Seebund einen entscheidenden Sieg über den persischen Grosskönig. Das war der Höhepunkt, aber auch der Beginn des Niedergangs. Die Gefahr aus dem Osten war nun gebannt. Deshalb wollten einige Partner austreten, und das Bündnis verlor an Kohäsion.

Vielleicht hätte sich die Nato 1989 erfolgreich neu orientieren können. Dazu hätte man Russland in ein neues Sicherheitsnetz einbeziehen müssen. Ansätze gab es. Aber die Nato wählte einen anderen Weg. 1992 beschloss sie, auch für Einsätze ausserhalb des eigenen Territoriums zur Verfügung zu stehen. Mit Luftangriffen auf Serbien setzte



Europa hat, das ist die traurige Wahrheit, keine geostrategische Macht mehr. Und auch kein eigenes Machtzentrum.

sie den Beschluss erstmals um. Zudem plante sie - entgegen anderslautenden Zusicherungen - eine Erweiterung nach Osteuropa und in den Kaukasus. Russland musste beides als Gefährdung seiner Sicherheit auffassen. Damit war der Weg zur Zusammenarbeit verbaut. Schade. Wie anders hatten sich die Sieger nach den Napoleonischen Kriegen verhalten. Nur drei Jahre nach dem Wiener Kongress (1815) nahmen sie den Erzfeind Frankreich wieder in das Konzert der Mächte auf und sicherten damit dem 19. Jahrhundert erstaunliche Stabilität.

Heute ist die Nato weder militärisch noch politisch in Form. Amerika ist nicht mehr gewillt, die Führungsrolle wahrzunehmen. Das Unbehagen - wer spürte es nicht? Macron erklärt die Nato für hirntot, Trump für obsolet, Merkel klagt, man könne sich nicht mehr auf die USA verlassen. Doch wie weiter? Weit und breit ist niemand in Sicht, der Amerika ablösen könnte.

Macron wirft sich für eine europäische Verteidigung unter französischer Führung ins Zeug. Aber was taugt der Vorschlag? Ihm selbst fehlt es an Statur, Frankreich an wirtschaftlichem und militärischem Gewicht, der EU am Willen zur gemeinsamen Verteidigung. Europa hat, das ist die traurige Wahrheit, keine geostrategische Macht mehr. Und auch kein eigenes Machtzentrum.

Was bleibt somit? Sich damit abfinden, dass es, wie so häufig in der Aussenpolitik, keine Patentlösung gibt. Folglich tut man so, als ob die Nato noch funktionierte. Das ist trügerisch. Gerade deswegen dürfte der Aufschrei so gross gewesen sein, als Macron dieses Ritual störte.

Paul Widmer ist Diplomat, Publizist und Sachbuchautor.

## Medienkritik

## Die Stärken des Radios - bei «10 vor 10»



Stephan Klapproth

**D**ie Berner Mansarde schimmerte grün in die Nacht, wenn abends das alte Röhrenradio lief.

«Hilversum», «Beograd» und noch fernere Stationen lockten auf der Frequenzscheibe. Ich liebte die antike Wunderkiste, und ich liebte meinen ersten Radiojob beim Schweizerischen Kurzwellendienst - doch was hat das Medium Radio, das heuer hundert Jahre alt wird, noch zu melden?

«An alle, an alle»: So begannen 1920 die Radiosendungen von Berlin bis Moskau. Albert Einstein hoffte, das «An alle»-Medium werde Demokratie und Völkerverständigung erblühen lassen. Doch bald griffen die diktatorischen Frevlerhände von Lenin, Goebbels und Konsorten nach dem Mikrofon. Bei aller Liebe steht fest: Das Medium Radio verhindert nicht per se, dass aus seinen Lautsprechern Lügengülle tropft wie heute aus den hässlichsten Chatrooms. Wo liegt also seine bleibende Stärke?

Der Bilderreiz vernebelt oft das Denken. Die Stärke des Ohren-Mediums Radio ist darum - die schärfere Analyse! Spielt es dieses Ass? Im Fall der SRF-Berichte vom WEF: leider nein.

«Sänk you, Mister President, for your optimism», sagte in Davos Klaus Schwab zu Donald Trump, der ihm eben die WEF-Philosophie zertrümmert und jeden verhöhnt hatte, der etwas gegen die Klimakrise tut. Kaum ein Medium titelte aus Davos, wie absurd Trumps WEF-Präsenz war, sondern man wog im gewohnten Einerseits-Andererseits-Modus die Aussagen des radikalen Paradigmenkillers ab. Auch die Radiosendung «Echo der Zeit», trotz ihrer analytischen Tradition.

Doch: Überraschung! Die radiowürdigste Analyse weitherum lieferte ... Fernsehmann Arthur Honegger. Er qualifizierte vor der «10 vor 10»-Helikopter-Bilderorgie aus Davos den ganzen Trump-WEF-Tag ungerührt als «kurios». Einer hat's doch gesagt - «an alle, an alle».

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

## 49 Prozent

## Von Menschen mit Uterus und solchen mit Penis



Patrick Imhasly

**G**eschlechtergerechtigkeit mit allen Mitteln. Kürzlich hat die Uni Wien neue Leitlinien erlassen, wie Menschen zumindest Hochschulintern anzusprechen sind. Das Binnen-I wird verbannt, ebenso die Generalklausel «Frauen sind mitgemeint». Neutrale Ausdrücke wie «Studierende» machen «die Geschlechtervielfalt unsichtbar» und müssen ebenfalls weg. Dasselbe gilt für die Bezeichnung «Studentinnen und Studenten», weil sie jene Menschen nicht einschliesst, die sich als nichtbinär verstehen. Fortan sollen die Mitarbeiter\*innen der Universität Wien nur noch per Gendersternchen kommunizieren. Die gegenteilige Strategie verfolgt die deutsche Politologin Antje Schrupp. Sie will

Unterschiede zwischen den Geschlechtern nicht sichtbar machen, sondern plattwalzen. Folgt man ihrer Argumentation in einem Blog der «Zeit», müssen wir uns an den unheimlichen Gedanken gewöhnen, dass es Frauen und Männer überhaupt nicht gibt. Zwar liessen sich «Menschen aufgrund von körperlichen Faktoren, die mit der Reproduktion zusammenhängen, in zwei Varianten unterteilen», räumt Schrupp ein. Dazu gehören gemäss einer Studie, auf die sie sich bezieht, ein paar nicht ganz unwesentliche Dinge wie «Hoden, die sich innerhalb des Hodensacks befinden und Sperma produzieren» oder «Eileiter, die zu einer Gebärmutter führen». «Aber heisst das schon, dass «Sex» - also das biologische Geschlecht im Unterschied zur sozialen Geschlechterrolle «Gender» - wirklich «real ist, wie viele daraus schliessen?», fragt die Publizistin und gibt die Antwort gleich selbst: «Nein.»

Als Kronzeuge für die Nichtexistenz eines grundlegenden Unterschieds zwischen Frauen und Männern zieht Antje Schrupp - in bester Manier des dekonstruktiven Feminismus - die Volksgruppe der Yoruba in Nige-

ria heran. Bei ihnen sei traditionellerweise nicht das Geschlecht, sondern das Alter das wichtigste Kriterium für die soziale Einordnung von Menschen: «Für «Frau» oder «Mann» in unserem Sinn gibt es gar keine Wörter.» Was nicht bezeichnet werden kann, das existiert nicht. Das nutzt die Publizistin zur dialektischen Aufhebung der Geschlechter. In einer kühnen Induktion stellt sie fest: «Interessanterweise nähert sich das Verständnis von Geschlecht hierzulande langsam dem der traditionellen Yoruba-Kultur an. Die bürgerlich-patriarchalen Geschlechterdualismen haben, der Frauenbewegung sei Dank, an Legitimität verloren.» Eigentlich habe es keinen Sinn, überhaupt noch zwischen Geschlechtern zu unterscheiden.

Mir ist nicht ganz klar, für wen Theoretikerinnen wie Antje Schrupp sprechen. Zumindest am grossen und beeindruckenden Frauenstreik des vergangenen Sommers in der Schweiz hat sich meines Wissens niemand für die Abschaffung der Geschlechter eingesetzt. Im Mittelpunkt standen Forderungen wie gleicher Lohn für gleiche Arbeit oder bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Vor allem aber ist es absurd, alte



Gelänge es, die Geschlechterdifferenz zwischen Männern und Frauen zum Verschwinden zu bringen, wäre das auch wieder nicht recht.

kulturelle Praktiken der Yoruba als Modell für unsere eigene Zivilisation heranzuziehen. Wie soll bei uns etwas funktionieren, was typisch ist für eine spezifische Zeit in einer spezifischen Region der Welt?

Die Fixierung auf das biologische Geschlecht ist eine Falle, in der auch die Politologin hängen bleibt. Gelänge es, die Geschlechterdifferenz zwischen Männern und Frauen zum Verschwinden zu bringen, wäre das auch wieder nicht recht: Frauen verlören ihre Opferrolle. Denn laut Schrupp befürchten manche Feministinnen, «dass die spezifischen Diskriminierungen gegen Menschen, die schwanger werden können, nicht mehr adressiert werden, wenn man sie nicht mehr als «Frauen» ausdrücklich benennt». Trotzdem: Frauen sind keine Frauen, sondern «Menschen mit Uterus, die Kinder gebären (möchten)», so die Publizistin. In dieser Logik wären dann Männer wohl so etwas wie Menschen mit einem Penis als fluides soziales Konstrukt. Muss das alles so furchtbar kompliziert sein?

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».